

## Mauern

Ich wachte auf. Ein Lächeln huschte über mein Gesicht, als die ersten Sonnenstrahlen mich wärmten. Der Geruch von Toast stieg in meine Nase, deshalb tapste ich langsam die Treppe hinunter. Plötzlich hielt ich inne, als ein lautes Schluchzen den Flur erfüllte. Ich lief in die Richtung des Schluchzens, bis ich an Mamas Schlafzimmer ankam. Sie lag verkrümmt auf ihrem Bett. Und weinte. „Mama, ist alles in Ordnung?“ Sie antwortete nicht. Mein Vater rief aus der Küche: „Linn, kommst du? Das Frühstück ist fertig!“ Ich rannte zu ihm, wollte ihm sagen, dass Mama weinte, doch sein Blick war abweisend. Das Toast war verbrannt, das Rührei versalzen und der Kakao viel zu süß. Fragend blickte ich meinen Vater an. Er machte sonst nie das Frühstück. „Linn, hör zu deine Mutter hat ein paar... Schmerzen. Ich denke, es ist besser, wenn du heute zu deiner Großmutter gehst. Du findest den Weg doch allein? Gut, sei zum Abendbrot wieder da.“

Ich streifte mir meine Jacke über und ging. Ich mochte meine Oma nicht besonders. Sie meckerte ständig über alles und jeden. Am Abend kam ich zurück. Ich steckte meinen Schlüssel ins Schloss und drehte ihn leise um. Ich hörte wieder ein Schluchzen. Erschrocken fuhr ich auf, als ich laut die Stimme meines Vaters brüllen hörte: „Reiß dich zusammen. Du hast eine Tochter.“ Ich schlief schlecht in dieser Nacht. Meine Mutter weckte mich früh am Morgen. Sie lächelte, doch es war kein echtes Lächeln. Es war das Lächeln das Erwachsene oft aufsetzen. Genau vierzehn Tage war alles wie immer. Ich versuchte den einen Tag zu vergessen. Am fünfzehnten Tag kam ich erst spät nach Hause. Schon als ich die Wohnung betrat, merkte ich, dass etwas anders war. Es ertönte kein Schluchzen, es war eher die unheimliche Stille, die mir Angst machte. „Mama, Papa?“ Stille. Das Telefon

schrillte. „Linn? Du sollst zu mir kommen. Ich erklär‘ dir alles“, schrie meine leicht taube Oma durchs Telefon. „So gut ich kann“, fügte sie noch leise hinzu. Kurze Zeit später saß ich am Küchentisch meiner Oma. „Linn, hör zu, deiner Mutter, meiner Tochter, ging es schon lange nicht gut. Sie ist krank. Nicht die Krankheit, bei der man Fieber hat, aber krank. Linn, deine Mutter hat keinem von ihren Sorgen erzählt. Sie hat eine Mauer um sich gebaut. Dick und undurchsehbar. Sie ist nun für einige Wochen weg“, versuchte meine Oma mir mit brüchiger Stimme zu erklären. Entsetzt fragte ich: „Sie lässt mich allein?“ „Lynn, du musst das verstehen, es nicht so einfach“, antwortete meine Großmutter barsch.“ Da war sie wieder, die mürrische Alte, nicht die weiche durchschaubare Person, die sie noch vor einigen Sekunden gewesen war.

Seit dem Gespräch sind zwei Monate vergangen. Mein Vater schickte mich zu einer Frau. Sie stellte mir Fragen. Ich antwortete nur selten mit ja oder nein. Sie war nett und schien vertrauenswürdig, doch ich wollte keinem erzählen, welchen Schmerz mir die Sache mit meiner Mutter bereitete. Oft fragte ich mich, was ich falsch gemacht hatte. „Nichts“, sagten viele. Doch die Frage blieb und ließ sich nicht mehr verdrängen.

Dann, nach zwei langen Monaten, in denen meine Noten sich verschlechtert hatten, durfte ich meine Mutter besuchen.

Ich ging durch einen langen Flur. Ein Arzt in einem weißen Kittel führte mich. Er klopfte an eine der Türen. In einem kleinen Raum saß meine Mutter. Ihr langes Haar glitzerte in der Sonne, die in das Zimmer fiel. Sie lächelte, als sie mich sah. Stille Tränen flossen über meine Wangen. Ich wischte sie weg und umarmte meine Mutter. Sie roch nach Flieder. Nach zwei Stunden voller Lachen und Tränen musste ich gehen. Am Ende des Flures fiel mein Blick auf einen Raum. Man konnte in ihn hinein sehen. Es waren viele Menschen in dem Raum. Von einem Tisch konnte ich den Blick nicht abwenden. Schnell ging ich in den Raum. An dem Tisch saß ein Mädchen einem Mann gegenüber. Er musste ihr Vater sein, denn er hatte das gleiche

feuerrote Haar wie sie. Ihr Vater hörte ihr scheinbar gerne zu, doch er vergaß immer wieder ihre Antworten und stellte viele Fragen doppelt. Ich mochte das Mädchen auf den ersten Blick. Sie schien so anders. Ich war immer ein Außenseiter gewesen und hatte nicht viele Freunde. Die Frau hatte oft zu mir gesagt, ich dürfte mich nicht so vor der Welt und meinen Mitmenschen verstecken. Ich sollte keine Mauer bauen. Ich sollte erzählen, reden. Ich wollte nicht erzählen. Doch bei diesem Mädchen war es anders. Ich ging zu ihr und lächelte sie an. Und mein neues Leben fing an.

Berlin, 9. November 2014

(schreibwettbewerb@bvs-os.de)